

1 Warum Kopräsenz? Ein Essay aus aktuellem Anlass

Wenig ist uns Menschen so gewohnt und so vertraut wie die Kopräsenz mit anderen Menschen. Es gehört zum Menschsein dazu wie (für uns Heutige) die Sprache. Im Gespräch kommt beides zusammen, Kopräsenz und Sprache. Gespräche, d.h. Sprechen-und-Zuhören, gehören deshalb zu unserem Alltag so unverzichtbar wie Essen und Trinken, Schlafen und Träumen. Wir sind in Gespräche verstrickt, kommen manchmal nicht ins Gespräch hinein und manchmal auch nicht wieder heraus. Und wenn wir anfangen, über das nachzudenken, was im Gespräch passiert, ist in der Regel schon alles entschieden. Aber was ist das für eine soziale Wirklichkeit, die uns so vertraut und alltäglich ist, dass wir uns nur darüber Gedanken machen, wenn etwas schief läuft? Was steckt dahinter und worauf beruht diese spezifische Form menschlicher Kommunikation? Geht es uns womöglich wie den »jungen Fischen«, die sich auf die Frage nach dem »Wasser« verdutzt angucken und sich fragen, »was zur Hölle Wasser ist?«¹ Anders als es der Begriff Gespräch suggeriert, ist dabei mehr als nur Sprache im Spiel. Was gesprochen und gehört wird, ist zweifellos ein wichtiger Bestandteil von Gesprächen, aber dass überhaupt gesprochen und gehört werden kann, kann selbst nicht durch Sprache gewährleistet werden. Als Kommunikationsmedium kann die Sprache selbst weder leben, denken noch kommunizieren. Dafür ist sie vielmehr auf biologische, kognitive und soziale Systeme angewiesen. In diesem Sinn kann man sagen, dass sich die Sprache im Falle des Gesprächs in einen größeren sozialen Zusammenhang eingenistet hat, aus dem sie onto- wie phylogenetisch hervorgegangen ist und tagtäglich immer wieder hervorgeht und der selbst nicht auf Sprache angewiesen ist.

Diese Einsicht hat vor allem Erving Goffman populär gemacht: »Note that the natural home of speech is one in which speech is not always present«, kann man in einem 1964 erschienenen Aufsatz lesen, der den Titel »The Neglected

Situation« trägt.² Dieser Aufsatz sollte die im Entstehen begriffene Soziolinguistik daran erinnern, dass Sprech- und Zuhörsituationen eine eigenständige soziale Realität darstellen, die auch gut ohne das Sprechen-und-Zuhören der Beteiligten auskommen kann. In genau diesem Sinn ist die Sprache nur ein – freilich prominenter – Gast in der sozialen Situation. Was im Deutschen als Gespräch bezeichnet (und nicht selten als Schauplatz tiefergehender Verständigung stilisiert) wird, ist also nicht mehr als eine Erscheinungsform der von Goffman so bezeichneten »face-to-face interaction« neben anderen Erscheinungsformen, zu denen auch das gemeinsame Warten auf dem Bahnsteig oder das Fußballspiel im Stadion gehören. Gespräche zeichnen sich vor diesem Hintergrund vielleicht nur dadurch aus, dass dabei hauptsächlich gesprochen und zugehört wird. Damit aber überhaupt gesprochen und zugehört werden kann, müssen grundlegende Erfordernisse gemeinsamer Anwesenheit sichergestellt werden, die bei der Inanspruchnahme von Sprache schon vorausgesetzt sind und die das Aufkommen von Sprache in Interaktion unauflöslich grundieren. Es wäre deshalb, hat Thomas Luckmann mit kritischem Unterton notiert, »[t]rotz der gewohnten Sprachlichkeit von Gesprächen [...] ein Irrtum anzunehmen, dass Gespräche ausschließlich aus Worten oder auch nur ›wesentlich‹ aus Worten bestehen müssten.«³

Auch das richtete sich an die Adresse der Sprachwissenschaft und ihre Neigung, Kommunikation auf Sprache zu reduzieren und die soziale Situation außer Acht zu lassen, auf die Sprache angewiesen ist und die jedes Gespräch in Anspruch nehmen muss. Genau hier kommt »Kopräsenz« ins Spiel. Goffman hat diesen Begriff (»copresence«) geprägt, um die soziale Situation zu charakterisieren. Und er hat um diesen Begriff herum in immer wieder neuen Anläufen die Grundlagen einer »Soziologie der Interaktion« entwickelt, an die in der Folge und bis heute mikrosoziologische und interaktionslinguistische Richtungen wie die ethnomethodologische Konversationsanalyse und die linguistische Gesprächsforschung anknüpfen konnten. Wer sich für Gespräche interessiert, muss sich also für Kopräsenz interessieren; es ist, wie Goffman so treffend bemerkt, das »natürliche Zuhause von Sprache«.⁴ Dass dieses »natürliche« Zuhause ein »soziales« Zuhause ist,⁵ steht im Mittelpunkt des vorliegenden Essays, der in mehreren Schritten zu bestimmen versucht, was an Kopräsenz theoretisch und empirisch so interessant sein könnte, dass man sich damit ein ganzes akademisches Leben beschäftigen kann.

Es fängt mit der Frage an, worüber genau wir sprechen, wenn wir Kopräsenz in den Mittelpunkt stellen. In erster Annäherung (und Verkürzung) könnte man sagen: Wir sprechen über das Zusammensein von Personen als Bedin-

gung von Kommunikation; Kopräsenz hat, wie der Name schon sagt, etwas damit zu tun, dass Personen zur gleichen Zeit am gleichen Ort, also gleichzeitig und gleichörtlich anwesend und unter- und miteinander zugegen sind. Das ist, um ein nicht ganz alltägliches Beispiel an den Anfang zu stellen, etwa der Fall in einer Vorlesung im Hörsaal, wenn die Vorlesende hinter dem Pult steht und immer wieder einmal aufblickt, um zu denen zu schauen, die vor ihr in den ansteigenden Sitzreihen Platz genommen haben und die ihrerseits immer mal wieder von ihren Notizen aufblicken, um zu der Dozentin zu schauen, der sie gerade zuhören. So sehr die Vorlesende auf das Pult und auf das Manuskript konzentriert sein mag und so sehr die Zuhörenden in ihren Bankreihen abgelenkt (und schläfrig) sein mögen, so sehr bezeugen sie doch schon mit ihrer physischen Gegenwart im Hörsaal, zu der eben auch die gelegentliche Suggestion wechselseitiger Aufmerksamkeit durch Blickkontakt gehört, ihre gemeinsame Anwesenheit in Raum und Zeit. Es mag verwundern, dass wir zur Illustration von Kopräsenz gleich zu Beginn auf einen besonderen Fall abstellen, der in mehrfacher Hinsicht aus dem Rahmen fällt; die Vorlesung ist offenkundig kein Gespräch, insofern dabei über weite Strecken nur eine Person spricht und sehr viele zuhören. Die Vorlesung wird also oftmals einem Monolog gleichen, der zudem nicht spontan und urwüchsig sich entwickelt, sondern in vielen Fällen sorgfältig vorbereitet worden ist und womöglich sogar abgelesen wird. Und doch kann man sich an diesem Spezial- und Grenzfall von Interaktion die Charakteristik von Kopräsenz als Kommunikationsbedingung sehr gut verdeutlichen. Wenn die gleichen Vorlesungen nicht im Hörsaal gehalten werden, sondern gedruckt vorliegen, und nicht zuhörend »from body-to-body« im Hörsaal verfolgt, sondern lesend rezipiert werden, kann von Kopräsenz zwischen Dozent:in und Publikum nicht mehr die Rede sein, auch wenn es sich in beiden Fällen um den gleichen Wortlaut handeln mag. Man denke dazu an die Form der Vorlesungsmitschrift und an den viel zitierten Anfang der Vorlesungen, mit denen John L. Austin 1955 an der Harvard-Universität seine Theorie der Sprechakttheorie entwickelt hat:

Ich habe nichts Schwieriges und schon gar nichts Anspruchsvolles zu sagen; als einziges Verdienst möchte ich dafür in Anspruch nehmen, dass es stimmt – wenigstens teilweise. Die Erscheinung, um die es geht, ist sehr verbreitet und liegt ganz offen zutage; hier und da müssen andere sie schon bemerkt haben. Aber ich habe noch niemanden gefunden, der sich richtig darum gekümmert hätte.⁶

Erst als gedruckter und posthum veröffentlichter Text haben diese bemerkenswerten Vorlesungen ihre weltweite Verbreitung in vielen Sprachen erfahren. Todsicher handelt es sich bei den gedruckt-gelesenen Vorlesungen also um Kommunikation. Da ist *Einer* (Austin), der die oder den *Anderen* (seinen Lesern und Leserinnen) etwas *über die Dinge* (seine Vorstellung von den Sprechakten) zu verstehen gibt.⁷ In dieser schriftbasierten Form der Publikation sind die Vorlesungen allerdings nicht länger auf Kopräsenz im Hörsaal angewiesen: An die Stelle der Kopräsenz von Austin als Vorlesendem und denen, die den einzelnen »William James Lectures« seinerzeit in einem Hörsaal der Harvard-Universität wöchentlich beigewohnt haben, ist die prinzipiell unabschließbare Lesbarkeit des gedruckten Textes getreten. Kopräsenz mag also wohl eine grundlegende Bedingung der Kommunikation sein, aber eine exklusive Kommunikationsbedingung ist sie schon lange nicht mehr (wenn sie es je war). Es geht, anders gesagt, auch ohne Kopräsenz. Und vielleicht ist die Geschichte der Kommunikationstechnologien auch eine Geschichte der allmählichen Ablösung von gemeinsamer Anwesenheit. Warum also (noch) ein Buch zu Kopräsenz?

Weil sich, vereinfacht gesagt, die Geschichte der Kommunikationstechnologien auch auf den Wandel von Kopräsenz selbst auswirkt. Es entstehen nicht nur wirkmächtige Alternativen (wie die auf Schrift basierende Lesbarkeit). Es entstehen auch neue, vermeintlich »künstliche« Erscheinungsformen von Interaktion (z.B. mit Beteiligung nicht menschlicher Akteure), mit denen unser Verständnis von Kopräsenz als »natürlich« gegebener Situation in Frage gestellt wird. Wir sehen in diesem Wandel die Chance, einige der Annahmen, die über lange Jahre wie selbstverständlich mit Kopräsenz verbunden worden sind – wie das Raum-Zeit-Apriori, die Stilisierung von Unmittelbarkeit und die Idealisierung von »agency« –, auf den Prüfstand zu stellen. Es könnte sein, dass Kopräsenz über die Jahre zu einer Art Mythos verklärt worden ist und dass es nunmehr an der Zeit ist, diesen Mythos zu hinterfragen. Nicht nur kommunikationstechnologische Innovationen sind an dieser Stelle zu nennen. Als eine alles andere als selbstverständliche und höchst anspruchsvolle Sozialform ist Kopräsenz auch im Hinblick auf die Onto- und Phylogenese der Menschwerdung in den letzten Jahren in den Vordergrund getreten. Es ist nicht verweren zu behaupten, dass Kopräsenz eine ko-evolutionäre Errungenschaft ist, ohne die der Prozess der Menschwerdung nicht zu denken ist (wie es z.B. unter dem Stichwort der »human interaction engine« formuliert und diskutiert worden ist).⁸ Forschungen aus der evolutionären Anthropologie haben in den letzten Jahren auf eindrucksvolle Weise belegt, dass und wie sich die Einzigi-

artigkeit des Menschen (im Vergleich mit anderen Primaten) in Fähigkeiten der Ko-Orientierung, Ko-Ordination und Ko-Operation zeigt, die für basale Formen von Kopräsens konstitutiv sind.⁹ Mit all dem ist Kopräsens seit ein paar Jahren wieder zu einem hoch aktuellen Thema geworden, auch wenn dabei nicht immer auch von »Kopräsens« (sondern z.B. von »joint attention«)¹⁰ die Rede ist. Wir kommen darauf gleich noch kurz zurück.¹¹

Schließlich kommt ein aktueller gesellschaftlicher Anlass hinzu. Mit der vor wenigen Jahren aufgekommenen COVID-19-Pandemie, die sich in rascher Zeit weltweit verbreitet hat, haben wir erlebt, dass und wie Kopräsens auch lebenspraktisch zu einem höchst gegenwärtigen Problem geworden ist. Ohne dass die Versuchsanordnung irgendwo festgelegt worden wäre, ist 2020 fast überall auf der Welt ein einzigartiges soziales Großexperiment angelaufen. Es bestand darin, die gemeinsame Anwesenheit der Kommunikationsteilnehmer:innen auf allen Ebenen und in allen Bereichen des gesellschaftlichen Lebens zu minimieren und wo immer möglich zu ersetzen. Auch wenn diese Maßnahmen inzwischen der Vergangenheit angehören, hat sich damit im Alltag selbst die Frage ganz praktisch gestellt, ob Gesellschaft auch ohne Interaktion und mit weitgehender Einschränkung von Kopräsens funktionieren kann. Im Nachhinein erscheinen die seinerzeit ergriffenen Maßnahmen zur Eindämmung der Pandemie wie ein Großangriff auf die durch Kopräsens begründete Sozialform der Interaktion. Seither hat die Diskussion nicht nachgelassen, ob und in welchem Maße unsere moderne Gesellschaft auf diese Sozialform (noch oder gerade jetzt und gerade wieder) angewiesen ist und worin die Alternativen bestehen könnten¹² – worauf wir in dieser Einleitung ebenfalls noch kurz eingehen wollen, weil es zeigt, was Kopräsens lebenspraktisch bedeutet, und weil wir dabei auf einige der Themenstellungen vorgreifen können, die uns im Zusammenhang mit Kopräsens beschäftigen werden.¹³

Kopräsens ist, das zeigen schon diese wenigen Bemerkungen, für viele Disziplinen ein aufschlussreicher Gegenstand.¹⁴ Wie der Untertitel dieses Buches signalisiert, gilt das auch und gerade für die Sprachwissenschaft. Manches spricht dafür, dass Kopräsens der Nährboden für die Evolution natürlicher Sprache ist. Wir lassen uns deshalb von der Annahme leiten, dass das Sprechen-und-Zuhören phylogenetisch aus Situationen gemeinsamer Anwesenheit hervorgegangen sind – so wie sich das Auftauchen der Sprache aus einem Meer von Interaktionsepisoden auch heute noch tagein, tagaus in der Ontogenese beobachten lässt (ungeachtet der gravierenden Unterschiede von Phylo- und Ontogenese).¹⁵ Das ist mitgemeint, wenn es im Untertitel

in Anlehnung an Goffman heißt, dass Kopräsenz das soziale Zuhause von Sprache ist. Damit ist naturgemäß auch die seit einiger Zeit wieder vermehrt in der Sprachwissenschaft und interdisziplinär geführte Diskussion um die alte Frage nach dem »Ursprung der Sprache«¹⁶ und der Sprache als »evolutionärer Errungenschaft«¹⁷ thematisch. Ohne dass wir auf diese nicht leicht überschaubare Diskussion¹⁸ im vorliegenden Essay näher eingehen wollen, stellt sich doch die Frage, wie etwas so Voraussetzungsreiches und Unwahrscheinliches wie ein Gespräch (»verbale Interaktion«) zustande kommen, aufrechterhalten und wie selbstverständlich funktionieren und als alltägliche Normalität erwartet werden kann. Wie die Formulierung schon anzeigt, orientieren wir uns in dieser Frage am »methodologischen Rezept« der soziologischen Systemtheorie: »Das methodologische Rezept [...] lautet: Theorien zu suchen, denen es gelingt, Normales für unwahrscheinlich zu erklären.«¹⁹

Damit ist allerdings abweichend von geläufigen Evolutionstheorien ein Fall »soziokultureller Evolution« angesprochen, der nicht die Evolution von Lebewesen, sondern die Evolution sozialer Systeme, d.h. die Evolution von Kommunikation, adressiert.²⁰ Darin eingeschlossen ist die Evolution kopräsenzbasierter Interaktionssysteme, die nicht mit der Evolution der Sprache zusammenfällt, sondern mit Kopräsenz eine Vorstufe der Sprachentwicklung im Blick hat: »Wenn wir die menschliche Kommunikation verstehen wollen, können wir [...] nicht mit der Sprache beginnen.«²¹

Wie viel mehr gilt das für Interaktion unter Anwesenden! Es stellt sich deshalb die Frage nach dem Zusammenhang von Kopräsenz und Sprache und nach der wechselseitigen Prägung von Kopräsenz durch Sprache und Sprache durch Kopräsenz. Dazu soll gelegentlich ein Rück- und Seitenblick in die Vor- und Frühgeschichte von Kopräsenz *ohne* Sprache gewagt werden, auch wenn wir dabei notgedrungen sehr allgemein und angesichts der vorliegenden Datenlage weitgehend spekulativ bleiben müssen und zudem auf Vorarbeiten aus anderen Disziplinen (wie der evolutionären Anthropologie) angewiesen sind. Wir reden dabei über mögliche Erscheinungsformen von Kopräsenz, die bei sehr grober (und zurückhaltender!) Schätzung mehrere Jahrhunderttausende zurückreichen könnten, wenn man an Kopräsenz im engeren Sinne reflexiver Aufmerksamkeit mit Ko-Orientierung, Ko-Ordination und Ko-Operation denkt²² und etwa das Erscheinen des *Homo heidelbergensis* zum Anhaltspunkt nimmt.²³ Wenn man an Errungenschaften wie Feuer und gemeinsame Jagd denkt, bewegt man sich sogar mindestens 400.000 Jahre zurück. Bis zum Aufkommen von Sprache (im heutigen Sinne), das zumeist auf einen Zeitraum von 150.000 bis 40.000 Jahren v. Chr. taxiert wird,²⁴ verge-

hen dann immer noch Jahrhunderttausende, über die man nur hinweggehen kann, wenn man gewohnt ist, in Jahrmillionen zu rechnen. Unsere diesbezüglichen Bemerkungen sind also mit Vorsicht zu genießen und vor allem dazu gedacht, Kopräsenz und Sprache nicht wie selbstverständlich zusammenfallen zu lassen, sondern die Konfiguration von Kopräsenz durch Sprache in ihren gravierenden Implikationen deutlich zu machen. Erst vor diesem Hintergrund zeigt sich, was man über Sprache wissen kann, wenn man von ihrer Einbindung in und ihrem Hervorgehen aus Kopräsenzsituationen nicht von vornherein abstrahiert. Was natürliche Sprachen ihrem Wesen nach sind, ist durch Kopräsenz tiefgreifend geprägt worden – wie umgekehrt mit der Errungenschaft der Sprache(n) dann das geprägt worden ist, was Kopräsenz ihrem Wesen nach fortan ausmacht. Genügend Gründe also, auf Kopräsenz zurückzukommen. Wir tun das in diesem Essay nicht auf evolutionsbiologischer, paläoanthropologischer oder neurowissenschaftlicher Grundlage, sondern aus der Perspektive der Gesprächsforschung und Konversationsanalyse, weil sich diese Forschungsrichtungen auf die Beschäftigung mit Sprache in ihrem sozialen Zuhause spezialisiert haben. Welche Anregungen daraus im Einzelnen zu gewinnen sind und wie sie einmünden in Umrisse einer Theorie der Kopräsenz, soll zum Abschluss der Einleitung vorgegreifend skizziert werden.²⁵

Kopräsenz im Fokus

Es ist nicht gewagt zu behaupten, dass mit den eingangs schon erwähnten Pionierarbeiten von Erving Goffman über Kopräsenz über lange Zeit im Grunde alles Nötige gesagt schien. Noch 2015 hat Bettina Heintz in einem der systemtheoretischen Modellierung von Interaktion und Gesellschaft gewidmeten Sonderheft der Zeitschrift für Soziologie festgehalten, dass es um die »Goffman'sche Entdeckung« sehr still geworden ist: »Fünfundzwanzig Jahre, nachdem Erving Goffman Interaktion zu einem soziologisch satisfaktionsfähigen Gegenstand gemacht hat, scheint das Thema wieder ähnlich randständig geworden zu sein wie vor der Goffmanschen Entdeckung.«²⁶ Nicht selten ist man (wie wir das eingangs schon illustriert haben) davon ausgegangen, dass es bei Kopräsenz im Prinzip um die physische Anwesenheit von Menschen geht, obwohl bereits Goffmans eigene Formulierungen hinter diese Prima-facie-Evidenz zurückgehen. Man sieht das sehr anschaulich an der Art und Weise, wie Niklas Luhmann die Goffman'sche Entdeckung in seine

eigene Theorie der Sozialsysteme aufgenommen hat.²⁷ Mit dem Konzept reflexiver Wahrnehmung (Wahrnehmungswahrnehmung)²⁸ hat Luhmann in Anlehnung an Goffman schon früh eine Lesart von Kopräsenz geprägt, die nicht auf physisch gegebene, sondern sozial hergestellte Anwesenheit abstellt und so zur Grundlage der Unterscheidung von Interaktion und Gesellschaft werden konnte (worauf sich das gerade zitierte Sonderheft der Zeitschrift für Soziologie seinerzeit bezogen hat). Allerdings fristet die Theorie der Interaktionssysteme auch in der Systemtheorie bis heute eher ein Schattendasein. Noch in einer der letzten systematischen Auseinandersetzungen mit Überlegungen zum Verhältnis von Gesellschaft und Interaktion heißt es, dass »diese Überlegungen nicht über Andeutungen hinausgebracht werden können. Ihre Ausarbeitung würde, in Parallelstellung zur Theorie des Gesellschaftssystems, eine Theorie der Interaktionssysteme fordern.«²⁹

Vor diesem Hintergrund hatte es insgesamt kaum Anlass gegeben, sich über Kopräsenz noch weiter vertiefend Gedanken zu machen. Der Gegenstand der »face-to-face interaction« schien abgesehen von möglichen Feinheiten wechselseitiger Wahrnehmung hinreichend als Zusammensein (»gathering«, »encounter«) von mindestens zwei Personen zur gleichen Zeit am gleichen Ort bestimmt, also durch »Gleichzeitigkeit und Gleichörtlichkeit«³⁰ wie selbstverständlich definiert. Entsprechend galt das Nachdenken über Kopräsenz vielfach als eine langweilige und irgendwie überflüssige Anstrengung, da man sich eben auf Goffman (und wer mehr Theorie wollte: zusätzlich auf Luhmann und seine Adaption von Kopräsenz unter dem Begriff der Anwesenheit) berufen konnte und die Sache damit weitgehend erledigt schien. Zumindest war offenbar theoretisch alles Entscheidende gesagt, um den Raum einer vertiefenden empirischen Untersuchung der Interaktion für »mikrosoziologische« und »pragmatische« Ansätze wie die Konversationsanalyse oder die Gesprächsanalyse weit zu öffnen. Vor allem mit der Erfolgsgeschichte solcher Ansätze und einer bis heute inter- und transdisziplinär breiten und oftmals oberflächlichen Rezeption der Arbeiten Goffmans ging eine stillschweigende Gewissheit über eine Reihe mit Kopräsenz verbundener Annahmen einher.

Diese Situation vermeintlicher Klarheit hat sich in den letzten zehn bis fünfzehn Jahren deutlich verändert. Die stillschweigende Gewissheit über das, was Kopräsenz bedeutet, hat einer kontroversen Diskussion um den Interaktionsbegriff Platz gemacht, die u.a. darum kreist, ob es heute noch zeitgemäß sei, einen engen an Kopräsenz gebundenen Interaktionsbegriff zu vertreten, und ob man nicht besser das Kopräsenzkriterium ganz aufgeben und durch das der »Ko-Temporalität« ersetzen solle. Gegenüberstellungen von Nah-

und Fernkommunikation, direkter und vermittelter Interaktion, synchroner und asynchroner sowie mündlicher und schriftlicher Kommunikation tragen weiter zur Verwirrung bei, weil nicht ganz klar ist, ob sie stets das Gleiche unterscheiden und ob und wie diese Unterscheidungen mit Kopräsenz zu tun haben.³¹ Auslöser für diese Diskussionen sind vor allem medien- und kommunikationstechnologische Entwicklungen, die eingespielte Unterscheidungen (wie die o. genannten) z.T. ins Wanken gebracht haben und vor allem Schrift als ein Medium für dialogische Kommunikation im Sekundentakt (im Sinne einer »quasi-synchronen« Kommunikation)³² haben werden lassen. Zu diesen Entwicklungen zählen, um nur ein paar Schlagworte zu nennen, das fast instantane Schreiben-und-Lesen schriftlicher Nachrichten und Mitteilungen in elektronischen Kommunikationsumgebungen, die Emulation und Simulation von Anwesenheit unter räumlich Abwesenden bei videobasierten Anrufen und Videokonferenzen, die Allgegenwart kommunikativer Präsenz und Erreichbarkeit durch mobile Endgeräte (»locative media«) oder auch der Einsatz und die Verbreitung künstlich intelligenter Systeme in alltäglichen Service- und Dialogsituationen (»human robot interaction«). Was mit Entwicklungen wie diesen problematisch geworden ist, ist die oftmals stillschweigend vorgenommene Verdinglichung (Reifizierung) und »Essentialisierung«³³ von Kopräsenz im Sinne einer mit dem räumlichen Zusammensein von Menschen physikalisch-biologisch, also substantiell gegebenen, gleichsam »natürlichen« Bedingung für Kommunikation. Hand in Hand mit diesem Raum-Zeit-Apriori von Gleichzeitig- und Gleichörtlichkeit geht die Suggestion einer direkt-unmittelbaren Kommunikation, die »in einen gemeinsamen, allen Sinnen zugänglichen Wahrnehmungsraum«³⁴ von Angesicht zu Angesicht eingebettet ist (»face-to-face«), durch keinerlei Medien oder Technologien vermittelt oder eingeschränkt wird und bei der im Sinne einer verbreiteten Idealisierung von »agency« der (erwachsene, wache, vollkompetente) Mensch das Maß aller Dinge ist. Diese oft stillschweigend vorausgesetzten Annahmen bilden einen Kopräsenzmythos, der allmählich von unterschiedlichen Seiten und mit unterschiedlichen Argumenten in Frage gestellt wird. Entsprechend ist, um die Diskussion vereinfachend zu bündeln, an die Stelle einer vermeintlich selbstverständlichen Gegebenheit von Kopräsenz im Sinne gemeinsamer Anwesenheit die Einsicht in die Gemachtheit und die Herstellung von Kopräsenz getreten und an die Stelle der »Natürlichkeit« die »Künstlichkeit« der von Goffman postulierten »sozialen Situation«.³⁵ Kopräsenz ist damit (wieder) zu einem Explanandum geworden, das es theoretisch wie empirisch in seinen Erscheinungsformen und Funktionen einzuholen gilt. Dass Kopräsenz selbst

erst mit und durch Interaktion zustande kommt, also eine sozial emergente Hervorbringung und Errungenschaft ist, lässt sich zwar schon im Rekurs auf Goffman plausibel machen (wie wir noch zeigen werden), ist aber in der Rezeption lange nicht weiterverfolgt worden. Stattdessen droht mit der Aufgabe des Kopräsenzkriteriums das »Kernelement des klassischen Interaktionsbegriffes«³⁶ verloren zu gehen. In der aktuellen Diskussion macht sich das in einer vielerorts zu beobachtenden Relativierung von Kopräsenz in ihrer sozialformkonstitutiven Rolle und einer damit einhergehenden Aufweichung des Interaktionsbegriffes bemerkbar. Im Gegensatz dazu werden wir in diesem Essay dafür plädieren, das Kopräsenzkonzept von seinen problematischen Annahmen zu befreien und jenseits des Kopräsenzmythos zur Geltung zu bringen. Man kann dann sehen, dass Kopräsenz nicht zwangsläufig da aufhört, wo technisch vermittelte Kommunikation (auch über Distanzen hinweg) anfängt und mit Einschränkungen der Multimodalität menschlicher Sinneswahrnehmung einhergeht. So prägend sich die Evolution von Kopräsenz in der Menschheitsgeschichte für die Einzigartigkeit der menschlichen Kognition ausgewirkt hat, so wenig bedeutet das, dass Kopräsenz für alle Zeiten eine exklusiv menschliche Errungenschaft bleiben muss. Aber auch für diese Diskussion um die Überschreitung der Grenzen von »human agency« durch Interaktion braucht es ein trennscharfes theoretisches Konzept von Kopräsenz, das nicht an rezenten Erscheinungsformen klebt, sondern Kopräsenz auch in Frühformen der Entwicklung (vor der Sprache) und in Spätformen seiner Weiterentwicklung (durch neue Kommunikationstechnologien und künstlich intelligente Akteure) zu erfassen erlaubt. Diese Herausforderung bildet den aktuellen Anlass für den vorliegenden Essay.

Der Anlass ist in seiner Aktualität noch dadurch verstärkt worden, dass mit dem Ausbruch der COVID-19-Pandemie im Jahr 2020 Kopräsenz in einer nicht vorstellbaren Weise zu einem lebenspraktischen Problem geworden ist. Gemeinsame Anwesenheit ist als Kommunikationsbedingung nachhaltig diskreditiert worden: Mit der ihr eingebauten Nähe und dem für sie konstitutiven Kontakt *zwischen* den Menschen erscheint Kopräsenz geradezu prädestiniert, zur Verbreitung von Viren und anderen Krankheiten beizutragen. Was man daraus über Kopräsenz lernen kann, wollen wir aus aktuellem Anlass im Anschluss verdeutlichen.³⁷

Wenn Kopräsenz zum Problem wird

In wissenschaftlicher Hinsicht ist Kopräsenz schon länger nicht mehr selbstverständlich und unproblematisch. In lebenspraktischer Hinsicht ist sie es aber erst mit Ausbruch der Pandemie geworden (wie auch anhand der folgenden Abbildungen in Erinnerung gerufen werden soll). Dabei ist mit den im Zuge der Verbreitung der Pandemie ergriffenen Schutzmaßnahmen vor allem eine mit Kopräsenz verbundene Implikation auf einen Schlag und spektakulär zum Thema geworden: das Teilen nicht nur gemeinsamer Wahrnehmung(en), sondern auch das Teilen gemeinsamer Atemluft. *Interaktionsräume* sind dadurch auf einen Schlag zu *Infektionsräumen* geworden. Es ist deshalb noch gar nicht so lange her, dass Interaktionsereignisse, zumal in Form größerer Versammlungen, der Reihe nach abgesagt wurden – wie diese Veranstaltung zur Arealentwicklung in der Neuen Kirche in Witikon, einem Quartier der Stadt Zürich (s. Abb. 1).

Abb. 1: Pandemiebedingt abgesagte Großgruppenveranstaltung in der Gemeinde Witikon, Zürich (Foto: Christoph Hottiger)



Kopräsenz meint eben nicht nur das intime Vieraugengespräch unter denen, die sich im übertragenen Sinne nahe sind, sondern auch die mehr oder weniger anonyme Großveranstaltung mit der für sie typischen Versammlungsöffentlichkeit, die durch diejenigen konstituiert wird, die auf überschaubarem Raum (z.B. in einer Kirche) zusammen sind und die sich (noch) wechselseitig wahrnehmen können – und sich schon durch dieses Beisammensein der Gefahr einer Infizierung aussetzen. Großveranstaltungen sind deshalb zu gefürchteten Infektionsauslösern geworden – weil sie neben allem, was sie noch sind, Kopräsenz unter Anwesenden darstellen und in geschlossenen Räumen das Teilen von Atemluft implizieren.

Viele der im Zuge der Pandemie ergriffenen Maßnahmen (Abstandsregeln, Schutzmasken, Trennscheiben) haben unmittelbar auf das Verhindern oder mindestens Erschweren des Teilens gemeinsamer Atemluft reagiert, um unter denen, die noch unbedingt anwesend sein mussten oder wollten, die Verbreitung des Virus zu erschweren. Mit diesen *Infektionsverhinderungsanstrengungen* sind teilweise auch gleich *Interaktionsverhinderungsarchitekturen*³⁸ entstanden, die die Normalformerwartungen an Kopräsenz erheblich strapaziert haben. Man sieht das anschaulich an der Bestuhlung des Kirchenraums der Zürcher Citykirche Offener St. Jakob. Schon lange vor Ausbruch der Pandemie sind hier die fest montierten Sitzbänke im Sinne einer »Open space«-Programmatik demontiert wurden, so dass die Bestuhlung flexibel auf die pandemiebedingten Schutzmaßnahmen reagieren konnte (s. Abb. 2a und 2b).

Abb. 2a und 2b: Pandemiebedingte Abstandsbestuhlung im Offenen St. Jakob Zürich (Aufnahmen: IntAkt ©)



Erst wenn man sich Bilder wie diese in Erinnerung ruft, wird deutlich, wie sehr auch Versammlungsöffentlichkeiten von der räumlichen Nähe der Beteiligten leben, auch wenn nicht alle Versammelten einander gleich nahe sein können. Ein Nebeneffekt der Abstandsbestuhlung, die die Größe des Raumes ausnutzt, scheint in der Vereinzelung der Sitzenden zu liegen. Dieser Effekt wird im Kirchenraum besonders greifbar, weil man ihn automatisch vor dem Kontrast der Kirchenbänke sieht, die ein unmittelbares Nebeneinandersitzen suggerieren, das zur Vergemeinschaftung der Sitzenden als Kollektiv (Gemeinde) beiträgt und Kopräsens auch für die Beteiligten emphatisch erlebbar machen kann. Es liegt nahe, dass ein solches Erleben mit der Abstandsbestuhlung tendenziell erschwert wird.

Mit dem Kriterium der wechselseitigen Wahrnehmung der Anwesenden hat Kopräsens eine leicht abstrakt-unanschauliche Bedeutung. Die für Kopräsens unabdingbare Überschaubarkeit der Anwesenden kommt dagegen in der Regulierung des Abstands zwischen den Beteiligten auf eine sehr konkret-ananschauliche Weise zum Ausdruck. Kopräsent zu sein, heißt fast immer auch, einander (relativ) nahe sein. Davon zeugt dann eben auch das auf Abb. 2a dokumentierte Abweichen von der Regelbestuhlung, das die Teilnehmenden, wie man auf Abb. 2b sehen kann, vereinzelt bereits wieder rückgängig gemacht haben, indem sie die Stühle nebeneinander gerückt haben. Abstandsbestuhlungen haben auch vor anderen Versammlungsorten nicht Halt gemacht, wie die aufwendige Demontierung fest verschraubter Klappsessel an der Berliner Schaubühne zeigt (s. Abb. 3).

*Abb. 3: Abstandsbestuhlung in der Berliner Schaubühne,
März 2020 (IntAkt ©)*



Bilder wie diese zeigen nicht nur Architekturen für spezielle Formen von Kopräsenz, sie zeigen auch, wie diese Architekturen anlassbezogen mit Eingriffen z.B. in die Bestuhlung dazu beitragen können, Kopräsenz zu »re-figurieren«.³⁹

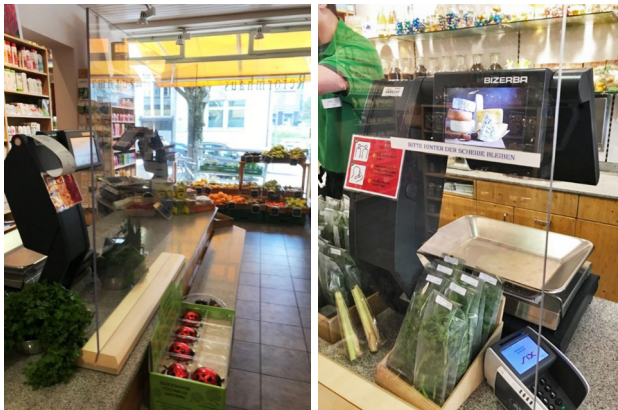
Die in der Pandemie sehr prominent hervorgetretene Re-Figuration von Nähe und Abstand erfasst eine Ausprägung von Kopräsenz, die zu dem gehört, was man unter Anwesenden im Normalfall praktiziert, ohne darüber nachdenken oder gar reden zu müssen. Man könnte dazu mit Rückgriff auf die interaktionssoziologische Begrifflichkeit der »Territorien des Selbst«⁴⁰ von einer Territorialisierung von Anwesenheit sprechen, die sich unmittelbar auf die Herstellung des körpergebunden hergestellten Interaktionsraumes auswirkt und neue Anpassungsleistungen und Routinen alltäglicher Interaktion erfordert. In den 60er Jahren des letzten Jahrhunderts war der Anthropologe Edward T. Hall berühmt damit geworden, kulturübergreifend zu untersuchen, was unter Menschen als angemessener Abstand zwischen den Beteiligten gilt, wenn sie sich treffen und miteinander zu kommunizieren beginnen (»Die Sprache des Raumes«).⁴¹ Die nicht nur an Supermarkteingängen und -kassen, sondern auch in öffentlichen Gebäuden auf dem Boden markierten Distanzonen von zwei Metern liegen jenseits der bekannten Spannen, weil sie nicht nur die Reichweite der Kommunikationsorgane überschätzen, sondern auch die Exklusivität und Intimität der Begegnung verhindern, wie sie sich sogar beim Anstehen an einem Automaten entwickeln können – und genau deshalb unterbunden werden mussten, wie die Abstandsmarkierung vor einem Ticketautomaten der Schweizerischen Bundesbahnen (SBB) am Zürcher Hauptbahnhof illustriert (s. Abb. 4).

Es passt in dieses Bild, dass die an den Bahnhöfen bereits vielfach zurückgebaute Architektur des Fahrkartenschalters mit Trennscheibe in der Pandemiehochzeit eine Wiederkehr an allen möglichen Verkaufsstellen gefunden hat: Plexiglasscheiben wurden aufgestellt, Plastikbahnen gespannt und Absperrbänder installiert. »Bitte hinter der Scheibe bleiben« war entsprechend ein Motto der Stunde (s. Abb. 5a und 5b).

Abb. 4: Abstandsmarkierung vor einem Ticketschalter, HB Zürich (IntAkt ©)



Abb. 5a und 5b: Aufgestellte Trennscheiben vor der Kasse in einem Lebensmittelgeschäft in Zürich Hottingen (IntAkt ©)



Man kann nachlesen, dass Messebaufirmen, die sich auf die neuen »Raumkonzepte« für Gastronomie und Handel eingestellt haben, in Pandemiezeiten sehr gute Geschäfte mit improvisierten Plexiglasaufstellern gemacht haben. Auch diese Trennungsarchitekturen haben dazu beigetragen, die auf Kopräsenz basierende Routine der Verkaufsinteraktion zwischen Kundin bzw. Kunde und Verkäufer:in an Bedienungstheken und Ladenkassen zu refigurieren – ein alltägliches Lehrstück dafür, dass und wie Interaktion auf Architektur als Ressource zurückgreifen und dabei durch Architektur konfiguriert werden kann (was uns in diesem Essay noch beschäftigen wird).

Ebenfalls in Abhängigkeit von der potentiellen Infektiosität, die von Kopräsenz ausgeht, sind seit dem Ausbruch der Pandemie Softwarelösungen wie Pilze aus dem Boden geschossen, die einen synchronen Informationsaustausch mit Bild- und Tonübertragung räumlich getrennter Teilnehmer(-gruppen) ermöglichen und vereinfachen (Videokonferenz). Innerhalb von Wochen ist diese – schon seit langem verfügbare – Technologie von einer Ausnahme- und Speziallösung zu einem weit verbreiteten Normalfall der Kommunikation geworden. Ob damit ein adäquater Ersatz für Kopräsenz mit Gleichörtlichkeit geschaffen worden ist, mag dahingestellt bleiben. Dass dabei wie schon beim Telefon wechselseitige Wahrnehmung suggeriert und in diesem Sinn auch Anwesenheit »hergestellt« werden kann, zeigt aber, wie wandlungsfähig und robust Kopräsenz als Kommunikationsbedingung sein kann, wenn es darauf ankommt – und wenn man sich genügend vom Mythos Kopräsenz und den damit verbundenen Annahmen gelöst hat. So sehr der Interaktionsraum für diejenigen, die sich noch vor Ort getroffen haben, durch neue Architekturen refiguriert worden ist, so sehr ist der gewohnte Interaktionsraum mit dem Übergang zur Videokonferenz auch außer Kraft gesetzt worden. Die über Jahrhunderte für zweckorientiert-institutionalisierte Kommunikation geschaffenen Interaktionsarchitekturen des Sichttreffens und Versammelns, der gemeinsamen Arbeit und des gemeinsamen Aufenthalts und Verweilens sind vielfach von heute auf morgen leer geblieben bzw. zweckentfremdet worden. Dieses Schicksal hat z.B. vielfach der Hörsaal an der Universität erlebt, der vom Versammlungs- zum Übertragungsort (»Streaming Saal«) mutiert ist, wie die zeitgenössische Beschriftung eines Hörsaals am Deutschen Seminar der Universität Zürich zeigt (s. Abb. 6).

Abb. 6: Markierung der Zweckentfremdung eines Hörsaals zu Zeiten der Pandemie (Deutsches Seminar der Universität Zürich, Frühlingsemester 2020; IntAkt ©)

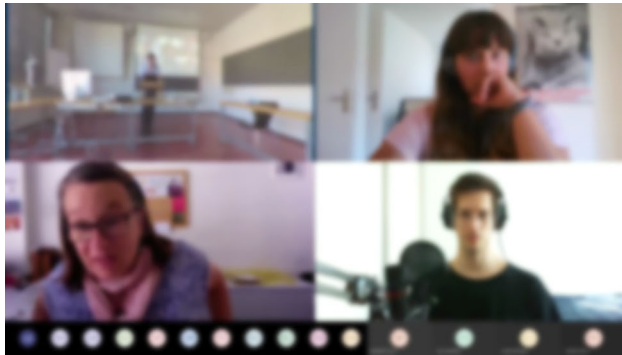


Vorlesungen haben deshalb vielfach außerhalb des Hörsaals (oder eben im leeren, zum »Streaming Saal« umfunktionierten Hörsaal), Gerichtsverhandlungen außerhalb des Gerichtssaals, Gemeinderatsversammlungen in Ausstellungshallen oder Gottesdienste außerhalb des Kirchenraumes stattgefunden. Über Jahrhunderte für gesellschaftliche Zwecke und ihre Organisationen ausdifferenzierte Interaktionsarchitekturen verloren damit auf einen Schlag an Bedeutung, und es ist noch die Frage, ob die Zweck- und Funktionsgebäude diesen pandemiebedingten Bedeutungsverlust nach der Pandemie wieder voll werden aufholen können. In der institutionellen Kommunikation lässt sich entsprechend in fast allen gesellschaftlichen Funktionssystemen eine Tendenz zur Relativierung der historisch gewachsenen Interaktionsarchitekturen feststellen. Mit der Problematisierung verkörperter Anwesenheit sind auch die Räume problematisch geworden, innerhalb derer sich diese Kopräsenzen ereignen und feste architektonische Formen gefunden haben, wobei die Institutionen offenbar unterschiedlich auf diese Tendenz zur »Enträumlichung« organisierter Anwesenheit reagiert haben. Während sich z.B. die universitäre Lehre in Form der Vorlesung auf den Wegfall des Hörsaals insgesamt gut und schnell mit telekommunikativen Formaten eingestellt hat, hat sich die religiöse Kommunikation als stärker raum- und ortsgebunden erwiesen: Gottesdienste sind in vielen Fällen auch aus leeren Kirchen übertragen worden (während sich die »Geistervorlesung« im Hörsaal typischerweise

als eher problematisch erwiesen hat).⁴² Mit Bezug z.B. auf den Gerichtssaal ist intensiv diskutiert worden, ob und wie »Vorladungen« (also verordnete Anwesenheit) auch außerhalb des Gerichtes realisiert werden können. Sitzungen von Gemeinde-, Kantons- und Bundesparlamenten haben sich im Kontrast relativ leicht in Mehrzweck- und Messehallen verlagern lassen.

An die Stelle der Innenraumarchitekturen aus Stein und Beton sind vielfach die »affordances« der Softwareprogramme getreten, die man nur noch metaphorisch als »Plattform«-Architekturen ansprechen kann, an die Stelle der physischen die virtuellen Räume – und mit ihnen anstelle der institutionellen häufig die privaten Aufenthalts- und Verweilorte der Beteiligten (Homeoffice), die mit der Aufzeichnung des eigenen Bildes als (bedeutungsloser?) Hintergrund durch Kameras sichtbar geworden sind (s. Abb. 7).

Abb. 7: Bildschirm auf »MS Teams« mit wenigen eingeblendeten Teilnehmenden (darunter der Dozent oben links im leeren Seminarraum und mit projiziertem Bildschirm) und vielen nur mit Initial-Icons sichtbaren weiteren Teilnehmenden (IntAkt ©)



Dieser Übergang vom gebauten Raum in die Flächigkeit einer Kachelwand mit »talking heads«-Konfiguration⁴³ hat die modernen Organisationen der Gesellschaft gleichermaßen erfasst, auch wenn nicht alle Institutionen gleichermaßen gut damit klargekommen sind, dass Kopräsenz zu Telekopräsenz geworden ist und die Erfahrbarkeit gemeinsamer Anwesenheit und gemeinsamen Zusammenseins damit zwangsläufig eine andere geworden ist. Man sieht einige der jeweils vor ihren Kameras versammelten Beteiligten. Man kann vermuten, dass sie dem Dozenten (Abb. 7, kleines Bild oben links) zuhö-

ren, und man kann mehr oder weniger gut sehen, wie sie auf unterschiedliche Weise demonstrieren, dabei zu sein. Nicht selten beschränkt es sich auf die Begrüßung und Verabschiedung der Beteiligten, dass so etwas greifbar wird wie das Zelebrieren emphatisch aufgeladener Kopräsens. Die Sicherung (der Unterstellbarkeit) wechselseitiger Wahrnehmung als Kommunikationsbedingung ist das eine, das Erleben von emphatisch geteilter Kopräsens unter den Anwesenden ein anderes. In diesem Sinn hat die Pandemie dazu beigetragen, dass eine abstrakte Kommunikationsbedingung wie Kopräsens nicht nur lebenspraktisch zum Problem, sondern auch zum Gegenstand von Reflexion und vielfach auch von Wertschätzung geworden ist. Das betrifft Versammlungen an speziellen Versammlungsorten in ähnlicher Weise wie das gesellige Zusammenkommen im kleineren Kreis, die institutionalisierte ähnlich wie die private Kommunikation. Gerade in den Hochzeiten der pandemiebedingten Maßnahmen, also zu Lockdownzeiten, ist für viele deutlich geworden, was fehlt, wenn auf einmal mit Kopräsens eine fundamentale Sozialform menschlicher Kommunikation unterdrückt wird, wie sie eben auch im Kaffeeklatsch mit Freundinnen und Nachbarn, in der alltäglich-zufälligen Begegnung unterwegs, aber auch beim gemeinsamen Essen auf Verabredung sich manifestiert, also in mehr oder weniger ritualisierten und zelebrierten Formen, die mit und über Anwesenheit hinaus mit Zugehörigkeit, Geselligkeit und Gemeinschaft (»social belonging«, »conviviality«, »commonality«, »social solidarity«, »being with«) zu tun haben.⁴⁴ Kopräsens ist als Kommunikationsbedingung mehr oder weniger neutral gegenüber derartiger affektiv-emotionaler Aufladung (emphatisches Beisammensein), aber sie bietet einen Rahmen, in dem und mit dem sich Gesellschaft über Anwesenheit hinaus in Form von sozial aufgeladenen Interaktionsepisoden ereignen kann. Auch davon handelt der vorliegende Essay.

Über dieses Buch

Kopräsens wird in diesem Buch aus der Perspektive von Gesprächslinguistik und Konversationsanalyse zum Thema gemacht. Es sind die zwischen Sprachwissenschaft und Soziologie angesiedelten Forschungsrichtungen, die sich für Sprache(n) in ihrem sozialen Zuhause interessieren und ihre Beobachtungen zur Sprache aus dem Bezug auf dies angestammte Habitat der Sprache gewinnen. Bis heute sind es primär empirisch orientierte Forschungsrichtungen, die eine Vielfalt und Vielzahl an empirischen Beobachtungen zusammen-

getragen haben, ohne dass daraus bei aller Reichhaltigkeit der Empirie eine Theorie der Kopräsenz hervorgegangen ist. Die ethnomethodologische Konversationsanalyse misstraut der damit verbundenen Abstraktion viel zu sehr, als dass sie sich auf ein solches Unterfangen eingelassen hätte. Und die linguistische Gesprächsforschung ist ihrerseits dann doch viel zu sehr an Sprache interessiert, als dass sie etwas zum genuinen Gegenstand machen wollte, das offenbar auch vor und ohne Sprache Bestand hat – und in dem die Sprache tatsächlich nur eine Gästin ist. Überlegungen zu Kopräsenz müssen deshalb nach wie vor bei Goffman ansetzen. Sie können zudem mit der Luhmann'schen Systemtheorie ein Begriffsinstrumentarium aufnehmen, das an Goffman kongenial anschließt.⁴⁵ In einem ersten Schritt werden wir deshalb mit Goffman und Luhmann festhalten, dass Kopräsenz mit dem Wahrnehmen des Wahrgenommenwerdens entsteht, also mit reflexiver Wahrnehmung.

Mit diesem Verständnis kann man sich von einigen problematischen Annahmen lösen, die zusammengenommen den Mythos Kopräsenz begründen. Kopräsenz ist nicht an physische Präsenz zur gleichen Zeit am gleichen Ort gebunden, sie schließt Kommunikationstechnologien nicht aus, die über die Sinnesorgane des Menschen hinausgehen, und sie ist nicht auf voll kompetente erwachsene Menschen beschränkt. Natürlich kann Kopräsenz in genau dieser Konstellation zustande kommen: zwischen erwachsenen, in ihren sensorischen und kognitiven Kompetenzen nicht beeinträchtigten Menschen, die zur gleichen Zeit am gleichen Ort sind und nicht mehr als ihren Körper dabei haben (und womöglich noch ein Gespräch führen). Zwischen solchen *Erscheinungsformen* von Kopräsenz und dem *Gegenstand* der Kopräsenz muss man allerdings zu unterscheiden wissen. Wir orientieren uns deshalb allein am Kriterium der Reflexivität wechselseitiger Wahrnehmung und sind offen dafür, ob diese Möglichkeit der Wahrnehmungswahrnehmung nur körperlich-organisch oder auch unter Einsatz körperexterner Technik(en) zustande gebracht wird und sich die Gleichörtlichkeit der Beteiligten dabei dann womöglich als überwindbar erweist. Offen sind wir auch für das, was es an Interaktionsfähigkeit auf Seiten der Beteiligten braucht, damit sich die Reflexivität wechselseitiger Wahrnehmung entwickeln kann. Es kann kein Zweifel bestehen, dass es dafür im Prinzip weder die gesamte Breite sinnlicher Wahrnehmung noch phylo- und ontogenetisch voll entwickelte spezifisch menschliche Fähigkeiten braucht. Es könnte sein, dass sich diese Fähigkeiten ko-evolutionär erst mit Kopräsenz entwickelt haben – und dass die Evolution von Interaktionsfähigkeit beim Menschen auch nicht Halt machen wird. Wir werden deshalb versuchen, hinter die uns gewohnten und geläufigen prototypischen Erscheinungs-

formen von Kopräsenz zu blicken und dabei immer wieder auf unser begriffliches Instrumentarium zurückkommen: auf Kopräsenz als Kommunikationsbedingung, die auf Wahrnehmungswahrnehmung beruht, und auf Interaktion als Sozialform, die ausgehend von und mit dieser Wahrnehmungswahrnehmung anläuft. Anwesenheit kommt dabei als *soziale* Errungenschaft ins Spiel. Natürlich fällt diese soziale Anwesenheit bis heute oft mit physischer Anwesenheit zusammen, und sie dürfte ursprünglich noch kaum davon zu trennen gewesen sein. Seit es so etwas wie Kopräsenz und Interaktion gibt, dürfte es gleichwohl schon immer einen Mehrwert an *sozialer* Anwesenheit im Sinne von Zugehörigkeit gegeben haben, der mit dem Aufkommen und der Verfestigung reflexiver Wahrnehmung zu tun hat. Das mag spekulativ erscheinen, aber man lese einmal nach, worin sich neun Monate alte Menschenbabys von anderen Primaten wie Schimpansen und anderen Menschenaffen unterscheiden, um zu sehen, dass es die Reflexivität von gemeinsamer Aufmerksamkeit (die Aufmerksamkeit auf die Aufmerksamkeit der oder des Anderen) ist, die phylo- und ontogenetisch als »eine Art rekursiver sozialer Struktur« den Unterschied zu machen scheint.⁴⁶ In unserer Terminologie ist das im Kern der Mechanismus von Wahrnehmungswahrnehmung, der Kopräsenz begründet. Solche Einblicke in Frühformen der Ko-Evolution von Interaktionsfähigkeit und Kopräsenz sind nur möglich, wenn man Kopräsenz möglichst abstrakt, d.h. losgelöst von ihren konkreten Erscheinungsformen zu fassen bekommt. Das ist der erste Schritt (Kap. 2).

Von Sprache ist dabei zunächst nur am Rande die Rede, weil die Sprache offenkundig eine spätere evolutionäre Errungenschaft ist, die nicht mit Kopräsenz zusammenfällt. Gleichwohl tritt Sprache als oral-aural flüchtiges Medium in der Kopräsenzsituation in Erscheinung. Im Sprechen-und-Zuhören fallen Kopräsenz und Sprache deshalb bis heute zusammen. Trotzdem muss man sie in der Betrachtung auseinanderziehen. Man wird sonst weder Sprache noch Kopräsenz gerecht. *Zum einen* gilt es, deutlich zu machen, dass Sprache auch unabhängig von Kopräsenz ein Eigenleben führt (Kap. 3). Sprache ist deshalb mehr als Sprechen-und-Zuhören, und sie ist über Kopräsenz hinaus auch in anderen Habitaten zuhause. Dazu gehören auch Systeme, die eigenständige Gegenstände neben der Kommunikation konstituieren wie biologische Systeme (Leben), psychische Systeme (Bewusstsein) und Rechner (Algorithmen).⁴⁷ Sprache kann zwar selbst nicht kommunizieren, leben, denken oder rechnen, aber sie taucht in diesen Welten auf und wird dabei auf eine je eigene Art in Anspruch genommen. Schon das Begriffspaar Schreiben-und-Lesen verweist zudem auf eine andere Sozialwelt, in der die Sprache ebenfalls zuhause ist. Es

ist dies die Welt der Kommunikation mit und durch Schrift. Die Bedingung der Möglichkeit dafür ist nicht länger Kopräsenz, sondern Lesbarkeit. Wir werden darauf (und mit Benutzbarkeit auf eine weitere Kommunikationsbedingung) eingehen, weil Kopräsenz als Kommunikationsbedingung erst dann deutlich hervortritt, wenn man auch ihre Alternativen sieht – und im Fall der Sprache mit sieht, dass und wie Sprache an der Herausbildung dieser Alternativen beteiligt ist. Es wird dann klar, wie sehr sich die Sprache inzwischen von Kopräsenz als ihrem sozialen Zuhause freigemacht und als Medium für Prozesse unterschiedlicher Art weiterentwickelt hat, so dass sie als Ressource der Interaktion (neben dem Körper und der Architektur) maßgeblich zur Konfiguration von Kopräsenz beigetragen hat und nach wie vor beiträgt.

Zum anderen werden wir hervorheben, dass Sprache nicht nur eine Art Beiprodukt und Ressource von Kopräsenz ist, sondern als evolutionäre Errungenschaft eigener Art mit dem Sprechen-und-Zuhören einen eigenständigen Typus von Interaktion mit und durch Sprache (verbale Interaktion) prägt und vorantreibt. Verbale Interaktion beruht nach wie vor auf Kopräsenz und Multimodalität, aber sie weist unverkennbar eine charakteristische Ausdifferenzierung sprachinduzierter Problemstellungen auf (Kap. 4). Interaktion gibt es (wie Kopräsenz) auch schon vor der Sprache, aber sie verändert sich, wenn und in dem Maße, in dem Sprache in und mit Interaktion in Erscheinung tritt. Manifeste Ausdruck davon sind die charakteristischen Probleme und Aufgaben, die sich mit verbaler Interaktion immer stärker herausbilden. Prototypisch gehört dazu die Anforderung des Sichabwechselns (»turn taking«), mit der das Verstreichen von kopräsent verbrachter Zeit einen eigenständigen Strukturwert im Sinne der Erwartbarkeit von Reihenfolgeerwartungen enthält (Sequentialität). Mit der Arbeit an diesen und weiteren Aufgaben kommt es zu einer Dynamik der Problemlösung und -stellung, mit der sich verbale Interaktion immer erfolgreicher in ihrer »Unwahrscheinlichkeit« profilieren kann, was die Evolution dieses neuen Typs von Kopräsenz maßgeblich vorangetrieben haben muss.⁴⁸ Das ist die Stelle, an der wir unmittelbar an die empirischen Beobachtungen und Befunde der Konversationsanalyse und Gesprächslinguistik anschließen können; das Anfangen und Aufhören, das Sichabwechseln, das Beitragen zu einem Thema, die Selbst- und Fremddarstellung und die Rahmung sind mehr oder weniger gut bekannte Probleme der Interaktion, deren Bearbeitungsverfahren in der Literatur gut dokumentiert sind. In unserer Rückschau auf diese Aufgaben wollen wir vor allem zeigen, wie sehr Kopräsenz damit durch Sprache refiguriert wird. Das gilt, wie schon erwähnt, vor allem für das Sichabwechseln. Ihm gegenüber steht eine Auf-

gabe, die erst in den letzten Jahren ins Rampenlicht der Forschung geraten ist, weil sie viel weniger stark durch Sprache geprägt ist. Das ist die Aufgabe der *Situierung*, d.h. der Verankerung von Kopräsenz in einem gemeinsamen Interaktionsraum der Beteiligten. Der Fokus auf die Situierung erlaubt einen Einblick in den Übergang von vorsprachlicher Kopräsenz zur verbalen Interaktion; die mit der Situierung verbundenen Aufgaben der Ko-Orientierung, Ko-Ordination und Ko-Operation gelten auch für vergleichsweise wenig voraussetzungsreiche Formen von Kopräsenz, die wichtige Schrittmacher auf dem Weg zur Entwicklung von Interaktionsfähigkeit und verbaler Interaktion darstellen. Wir sehen in der Aufgabe der Situierung deshalb das Bindeglied zwischen vorsprachlicher und sprachlicher Interaktion.

Die Situierung ist ein Bindeglied auch, um im letzten Schritt über Kopräsenz im Wandel nachzudenken (Kap. 5). Wir kehren dabei zurück an den Ausgangspunkt dieses Essays: an die kommunikationstechnologischen Entwicklungen, die dazu geführt haben, dass Kopräsenz wieder zu einem aktuellen Thema geworden ist. An die Stelle der vermeintlichen Natürlichkeit des unmittelbaren Zusammenseins mit Anderen ist die provozierende Künstlichkeit der »synthetischen« Situation getreten,⁴⁹ die die Kopräsenzforschung neu herausfordert. Das betrifft *zum einen* die Frage, was letztlich Interaktionsfähigkeit ausmacht. Traditionell wird Interaktionsfähigkeit im Rückgriff auf humanzentrierte Annahmen über Handlungsfähigkeit bestimmt. Im Lichte der hier vertretenen Theorie von Kopräsenz scheiden substantialistische Annahmen dieser Art aus, weil mit und durch Interaktion anlassbezogen und flexibel definiert wird, was es an Interaktionsfähigkeit gerade braucht. Wenn man dazu an frühe Formen von Ko-Orientierung, Ko-Ordination und Ko-Operation denkt, geht es in erster Linie um die Adressierbarkeit von Wahrnehmung. Darauf aufbauend können sich mit und durch Interaktion anspruchsvollere Collagen von Erwartungen an Interaktionsfähigkeit (Personen) ausbilden. D.h. auch, dass Adressierbarkeit je nach Anlass und Rahmen auch durch künstliche Intelligenz in ausreichendem Maße erfüllt werden kann – wie zu zeigen sein wird.

Die kommunikationstechnologischen Entwicklungen, die nach der Zukunft von Kopräsenz fragen lassen, betreffen *zum anderen* die o. schon ausführlicher angesprochene Simulation und Emulation von Kopräsenz auf Videoanruf- und -konferenztools. Unter denen, die sich mit so etwas auskennen, also Daten von Kommunikation auf solchen Plattformen empirisch untersucht haben, besteht kein Zweifel, dass es sich dabei, wie schon beim Telefonieren, um kopräsenzbasierende Interaktion handelt. Wir werden in diesem

Sinne zeigen, dass die Kommunikation auch in diesem Fall tatsächlich auf Wahrnehmungswahrnehmung beruht und in Anlehnung an einen Vorschlag aus der Literatur von »telecopresence« (Telekopräsenz) sprechen.⁵⁰ Es versteht sich von selbst, dass das nicht heißt, dass einfach alles beim Alten bleibt. Insbesondere die Situierung erweist sich in diesem Kontext als anspruchsvoll, insofern die Herstellung des Interaktionsraums neu an die »affordances« der kommunikationstechnologischen Tools angepasst werden muss und die (nicht metaphorisch verstandene) Interaktionsarchitektur als Ressource weitgehend ausfällt. Die Einordnung von Telekopräsenz zwischen Nah- und Fernkommunikation, direkter und vermittelter Interaktion, synchroner und asynchroner, mündlicher und schriftlicher Kommunikation sorgt hier zur Zeit noch für manche Verwirrung. Wir schlagen deshalb die Orientierung an der Unterscheidung zwischen Kopräsenz und Erreichbarkeit vor. Telekopräsenz erweist sich dann als eine hybride Kommunikationsform, die aus einem Wiedereintritt (»re-entry«) der Unterscheidung auf der Seite der Kopräsenz resultiert. Mit diesem Ausblick auf Kopräsenz im Wandel schließt sich der Kreis.

Mit Kopräsenz kann man sich, wie eingangs nebenbei bemerkt, ein akademisches Leben lang beschäftigen. Der hier vorliegende Essay ist deshalb auch das Ergebnis der Überarbeitung einer Reihe von Aufsätzen, die in den letzten rund zwanzig Jahren aus verschiedenen Anlässen entstanden und an verstreuten Orten publiziert worden sind. In ihnen habe ich die Gelegenheit(en) genutzt, etwas über Kopräsenz loszuwerden, ohne dem Thema in der gebührenden Tiefe und in größerem Zusammenhang jeweils weiter nachgehen zu können. Naturgemäß kommt bei solchen Gelegenheitsarbeiten einiges zu kurz, von dem ich hoffe, dass es an dieser Stelle unter dem Dach einer übergreifenden Fragestellung aufgenommen und weiterentwickelt werden konnte: Worin besteht Kopräsenz, welchen Stellenwert hat dabei die Sprache und wie lässt sich Kopräsenz in Onto- und Phylogenese modellieren? Um die Verankerung des vorliegenden Essays in früheren Aufsatzpublikationen und die entsprechenden Überarbeitungen sowie die stellenweisen Übernahmen von Textpassagen aus diesen Publikationen transparent zu machen, habe ich den Bezug jeweils durch einen Verweis auf die Erstpublikation markiert.⁵¹ Es kommt hinzu, dass ich in diesem Essay auf empirische Analysen und Datenbelege fast gänzlich verzichtet habe; sie finden sich aber in den zitierten Artikeln. Im Ergebnis hat das zu einer peinlichen Flut von Hinweisen auf eigene Publikationen geführt. Der Leser und die Leserin mögen das geflissentlich überlesen.